



Sophia Lorenzoni

LESEPROBE KAPITEL 2

Während viele über die Familie jagdlich geprägt werden und sich deshalb zum Jagdkurs anmelden, läuft es bei mir völlig anders. Meine ersten Kontakte zur Jagd knüpfte ich während eines unserer Skiurlaube. Wir sind eine Gruppe von etwa fünfzig Stuttgartern, die sich jährlich im österreichischen Skigebiet Hochfügen zum Skifahren trifft. Ich bin in diesem Jahr dreizehn geworden. Verträumt stehe ich im Flur unserer Pension und starre die Trophäen an der Wand an. Plötzlich tritt einer aus unserer Gruppe neben mich. »Na, weißt du, was das ist?« Jäger Simi, siebenunddreißig Lenze jung, erzählt mir von Rehen, Hasen und Füchsen und natürlich auch von den Gämsen, die in den österreichischen Bergen nicht zu knapp vorkommen. Er erzählt mir viel über unser heimisches Wild und ich könnte stundenlang seinen Worten lauschen.

Die meisten der Trophäen stammen von Gämsen. Es sind schwarze, am Ende nach hinten gebogene stangenförmige Hörner, die die Jäger Krickel oder auch Krucken nennen. Simi erklärt mir, dass sich an den Hörnern der Gämsen, ähnlich wie bei einem Baum, jedes Jahr ein Ring mehr bildet. Bei einer zähle ich acht Ringe, bei einer anderen sechzehn. »Wieso wurde die Gams hier schon mit vier Jahren geschossen?«, frage ich Simi. »Vielleicht, weil sie krank war und den Winter nicht überlebt hätte. Die genaue Antwort kann dir nur der Jäger geben, der sie erlegt hat«, sagt er. »Aber wenn du gerne mehr über die Jagd erfahren möchtest, dann komm doch einfach einmal mit mir auf den Hochsitz.« Ohne zu überlegen, nehme ich das

Angebot an. Da wir in der Regel während der jagdfreien Zeit – zwischen Februar und April – im Skiurlaub sind, muss ich mich jedoch noch etwas gedulden, bis ich das erste Mal mit auf die Jagd gehen kann. Trotzdem erzähle ich meinen Eltern von meinem Vorhaben.

Was meine Mutter, von Beruf Waldorf-Pädagogin und der Natur und den Tieren gegenüber sehr sanft und liebevoll eingestellt, darüber denkt, weiß ich nicht. Ich vermute, dass sie mich den Jäger nur deshalb auf die Jagd begleiten lässt, weil sie weiß, dass ich mit meinem Dickschädel sowieso nicht zu bremsen wäre. Ingeheim hofft sie vielleicht sogar, dass ich weinend heimkomme und nie wieder etwas von der Jagd wissen möchte. Aber dieser Wunsch wird ihr nicht erfüllt. Als die Jagdzeit wieder beginnt, ziehe ich mit Simi los ins Revier.

Es ist ein kalter Morgen im Mai. Warm eingepackt, machen wir es uns noch in der Dunkelheit auf einem Hochsitz am Waldrand bequem. Langsam geht die Sonne auf und taucht die Natur in immer heller werdendes Licht. Der Morgengesang der Vögel setzt ein und nach und nach verzieht sich auch der letzte Fetzen Morgennebel. Ein Häschen hoppelt über die Wiese und beginnt fünf Meter vor unserem Sitz einen Löwenzahn zu mümmeln. Fasziniert beobachte ich den Hasen. »Den dürfen wir nicht erlegen, er hat Schonzeit«, flüstert Simi neben mir. Ich erschrecke, habe ganz vergessen, dass wir eigentlich hier sitzen, um Beute zu machen. Irgendwie bin ich beruhigt, dass das Häschen weiterleben darf.

»Was bedeutet eigentlich Schonzeit?«, frage ich Simi. »Es gibt für jede Wildart gesetzliche Vorgaben, wann der Jäger ein Tier schießen darf. Diese hängen unter anderem mit dem biologischen Rhythmus der Tiere zusammen. Vor allem im Frühjahr, wenn viele Wildtierarten ihren Nachwuchs bekommen, brauchen sie viel Ruhe. Deshalb dürfen sie in dieser Zeit auch nicht bejagt werden.« Da der Hase im Mai noch nicht bejagt wird, hat er wohl Glück gehabt.

Mehr sehen wir an diesem Morgen leider nicht. Trotzdem sitze ich auf der Heimfahrt zufrieden im Auto und weiß, dass dies nicht mein letzter Ansitz gewesen sein wird. Zwei oder drei weitere Male begleite ich Simi auf die Schwäbische Alb, immer wieder sind es sehr schöne Ansitze, doch obwohl wir einiges an Wild sehen, kehren wir jedes Mal ohne Beute heim. Entweder weil das Tier keine Jagdzeit hat oder weil es Simi nicht möglich ist, einen sicheren Schuss anzutragen. Meine Mutter scheint ganz froh über die Tatsache, dass ihre Tochter nicht miterlebt, wie ein Tier erlegt wird. Was sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, war, dass es nicht auf ewig so bleiben sollte.

Nach meiner bestandenen Abiturprüfung sitze ich in einer Bar in Reutlingen und unterhalte mich mit zwei Männern. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie es sich ergab, aber plötzlich kommen wir auf das Thema Jagd zu sprechen. Der eine wird schlagartig ziemlich aufgeregt. Ich merke, dass er ziemlich begeistert davon ist, dass ich den Jagdschein machen möchte. Interessiert fragt er mich aus, ob meine Eltern auch Jäger seien und wie ich zur Jagd gekommen sei. Ich erzähle die Geschichte aus dem Skiurlaub und dass ich sehr gerne Fleisch esse.

Kurz darauf begleite ich ihn auf den Ansitz. Vor uns tritt ein Reh auf die Wiese, wir beobachten es beim Äsen und keiner von uns beiden denkt in diesem Moment an Jagd. In unserem Rücken befindet sich Wald, vor uns die Wiese mit dem Reh, und die Sonne beginnt langsam unterzugehen, während sich der Himmel rot färbt. Keiner von uns spricht ein Wort, es ist auch gar nicht nötig. Wir genießen den Anblick und die Waffe bleibt auch an diesem Abend unberührt.

Zwei Jahre ist das nun her. Mehrfach war ich mit auf der Ansitzjagd, habe an Drückjagden teilgenommen und dabei auch erste Erfahrungen im Zusammenhang mit erlegtem Wild gemacht. Für mich steht fest: Ich möchte jetzt endlich den Jagdschein machen! Doch die Ausbildung zum Jäger beziehungsweise zur Jägerin kostet viel Zeit und Geld. Es heißt nicht umsonst, dass

der Jäger ein grünes Abitur ablegen muss. Irgendetwas fehlt mir aber leider immer: entweder das Geld oder die Zeit oder beides. Doch dann, mit zweiundzwanzig Jahren, am Ende meines Studiums, nachdem ich alle Semesterferien durchgeackert habe, passt irgendwann alles zusammen und ich beginne meine Jagdausbildung.

Mit einem dicken Ordner unter dem Arm kehre ich im November 2014 von der Jagdschule zurück, bei der ich mich zum Kurs angemeldet habe. »Es schadet nicht, wenn du dir vor dem Kurs schon mal einen Überblick verschaffst und das Skript durchblätterst.« Das waren die Worte, die mir auf den Weg mitgegeben wurden. In dem mehrere Hundert Seiten umfassenden Skript werden alle fünf Prüfungsfächer von Haar- und Federwild, Waffentechnik und -recht über Jagd, Jagdhunde bis hin zu Wildkrankheiten und Behandlung von erlegtem Wild genauestens erläutert. Im ersten Moment klingt das alles recht übersichtlich, doch als ich die Seiten so durchblättere und dabei die Details in Augenschein nehme, wird mir doch etwas mulmig.

Hoch motiviert setze ich mich zu Hause auf Sofa. Den Teil rund um das Waffen- und Jagdrecht muss ich wohl auswendig lernen. Beim Thema Jagdhunde muss ich nicht nur die einzelnen Rassen genau kennen, sondern auch alles über deren Haltung und Pflege wissen, wie zum Beispiel die gesetzliche Mindestgröße eines Zwingers. Meinen Hund würde ich zwar in keinen Zwinger sperren, aber das wird den Prüfern als Antwort wohl nicht genügen. Ich beginne mich zu fragen, wie ich das alles neben dem Studium schaffen soll.

Da ich aus keinem Jägerhaushalt stamme, muss ich komplett bei null beginnen. Wie eine Waffe durch den Wald getragen wird und wie das erlegte Wild später versorgt werden muss, davon hat keiner in meiner Familie auch nur die leiseste Ahnung. Als Erste, die das wissen möchte, muss ich nun also wohl oder übel bei Adam und Eva beginnen.

Als ich den Ordner weiter durchsehe, stoße ich auf ein Thema, an das ich mich noch aus meiner Schulzeit erinnern kann. Es sind die vier Mägen der Wiederkäuer. Auch Hirsch und Reh haben Pansen, Netz-, Blätter- und Labmagen. Doch auch alle anderen Organe sind im Skript genau beschrieben. Also gehe ich davon aus, dass ich sie auch lernen muss. »Eigentlich könnte ich auch gleich Tiermedizin studieren«, denke ich mir.

Und es wird nicht besser: Bei den Wildkrankheiten kenne ich gerade noch den Fuchsbandwurm, viel mehr kommt mir aber nicht bekannt vor. Rachendasseln etwa, das

sind kleine Fliegen, die ihre Larven in die Nasen von Huftieren spritzen. Dort wandern die Larven in die Nasenhöhlen und in den Rachenraum, um sich dort zu entwickeln. Vor allem junge Rehe sind davon befallen. Die etwa zwei bis zu vier Zentimeter langen, knapp einen Zentimeter Durchmesser fassenden fertig entwickelten Larven werden ausgeniest oder ausgehustet. Beim Blick auf das Foto, das im Skript mit abgebildet ist, bekomme ich eine Gänsehaut. Noch ahne ich nicht, dass ich diese ekelerregenden Tiere in nur weniger als einem Jahr hautnah selbst erleben werde.

Im März 2015 geht es dann endlich los. An einem Samstagvormittag treffen sich alle dreizehn Jagdscheinanwärter in der Jagdschule zum sich über sechs Wochen erstreckenden Wochenend-Blockkurs. Ich bin wie immer das Nesthäkchen. Zehn Männer im Alter von fünfundzwanzig bis fünfzig sitzen an einem langen Tisch. An den Wänden hängen präparierte Tiere und Plakate mit Jagdhunden.

Bis hierhin konnten Sie die Leseprobe bereits in der Pirschglas-Ausgabe 2 lesen. Weiterhin gute Unterhaltung.

Da ist ein hagerer Mittvierziger mit Glatze, ein kleiner Braunhaariger mit Piepsstimmchen und einer mit Bierbauch ist auch dabei. Neben mir sitzen noch zwei weitere Frauen im Kurs. Eine, Ende vierzig, ebenfalls rotes Haar wie ich, allerdings nicht gefärbt. Die andere ist etwa eineinhalb Meter groß und hat einen braunen Labrador dabei. Ich mustere jeden Einzelnen und mache mir ein erstes Bild.

Der Tätowierte mit den rasierten Haaren etwa, wie ein angehender Jäger sieht der in meinen Augen nicht aus ... Aber das denken die anderen von mir wahrscheinlich auch: Das rothaarige junge Mädchen kann doch sicher kein Tier erlegen. Nachdem wir uns alle kurz vorgestellt haben, beginnt der Unterricht. Noch sind alle ganz konzentriert und hören zu. Doch ziemlich schnell fühle ich mich um zehn Jahre zurückversetzt. Wie in der Schule gibt es auch in unserem Kurs den einen, der glaubt, stets und ständig jedes noch so kleine Detail des Lehrstoffes mit seinem Nachbarn diskutieren zu müssen. Von der Sorte »Das müsste doch aber so oder so sein« gibt es mehr als nur einen. Schon bald merkt der Ausbilder, dass er es hier mit einer Gruppe kritischer Schüler zu tun hat, von denen jeder Einzelne bereits einen geringen Teil Fachwissen mitbringt.

Und irgendwann merke ich: Verdammte, ich selbst gehöre auch dazu. Etwa als es um das Thema Hundeimpfungen

geht und die Frage gestellt wird, wofür denn eigentlich die Abkürzung SHPPi stehe. Da kann ich direkt aus meiner Praktikumszeit in verschiedenen Tierarztpraxen berichten. Die Abkürzungen stehen für die einzelnen Impfstoffe Staupe, Hepatitis, Parvovirose und Parainfluenza, auch bekannt als Zwingerhusten. Und der lange Glatzkopf ist Sportschütze und übernimmt immer wieder den Versuch, den Unterricht der Waffenkunde zu übernehmen. Kurzum: Wir machen es den Kursleitern nicht einfach.

Natürlich müssen wir auch lernen, wie das Wild versorgt wird, nachdem es erlegt wurde. Es wird ja nicht einfach im Wald liegen gelassen. Und damit wir das Fleisch später essen können, müssen alle Organe schnellstmöglich entnommen werden, damit der Wildkörper anschließend rasch abkühlen kann. Das Aufbrechen, wie es in der Jägersprache heißt, muss eigentlich jeder Schüler vor der Prüfung selbst durchgeführt haben. Denn hier kann einiges falsch gemacht werden. Doch da wir unsere Ausbildung genau während der jagdfreien Zeit – also in der Brut- und Setzzeit vieler Wildtiere – absolvieren, ist das schwierig umzusetzen. Also hat unser Ausbilder ein »Wollreh« bei einem Bauern bestellt. So nennt er das Schaf, an dem er uns das Aufbrechen zeigen möchte.

Als das Schaf ankommt – natürlich ist es nicht mehr lebendig, das sollte das Wild nach dem Schuss ja auch nicht mehr sein –, wird es kopfunter aufgehängt. Darunter steht eine Wanne, die das Blut und die Innereien auffangen soll. Jeder, der sich zum Jagdschein anmeldet, sollte mit diesem Anblick umgehen können. Vor mir steht ein Mitschüler, der plötzlich kreidebleich wird. Er sagt, ihm sei schwindelig. Ich breite nur noch die Arme aus und fange den bereits bewusstlosen Mann auf. Er ist nicht ganz leicht und gemeinsam mit meinen Mitschülern bringe ich ihn in Schocklage.

Nicht lange, und wir stehen wieder zu dreizehn um das Schaf. Wirklich Farbe ins Gesicht bekommt der Geschädigte heute allerdings nicht mehr. Doch, nur um das kurz vorwegzunehmen, er wird als Erster von uns allen nach der Jägerprüfung Beute machen und den Bock selbst aufbrechen. Vielleicht hat er ja einfach einen besonderen Bezug zu Schafen ... Da ich im vorigen Winter bereits einige Jagden als Treiberin begleitet habe, auf denen ich selbst meine ersten Wildschweine aufgebrochen habe, wusste ich bereits, was uns erwartet.

Was wäre Schule ohne Eselsbrücken? Es gibt einen Bereich, mit dem sich ein Großteil von uns schwertut, und zwar mit dem Land- und Waldbau. »Wir wollen

doch später nicht auf Bäume schießen«, sagen wir. Doch das hilft nichts, die Prüfungsordnung sieht vor, dass ein Jäger unter anderem auch die heimischen Getreide- sowie Baumarten kennt. Und das ist auch gut so. Eine Eselsbrücke soll uns helfen, die Sommer- von der Winterlinde zu unterscheiden. Beim genauen Betrachten der Blätter haben diese auf der Unterseite Haare. Die Linde im Allgemeinen ist also an ihren »Achselhaaren« zu erkennen, natürlich aber auch an ihrer markanten Blattform. Nun stellt sich aber die Frage, ob Sommer- oder Winterlinde. Na, ganz einfach: Im Sommer werden die Haare durch die Sonne gebleicht, im Winter sind sie eher dunkel. Und so merken wir uns, der Baum mit den blonden »Achselhärcchen« ist die Sommerlinde, die mit den braunen die Winterlinde. Auf solche Ideen kommen die Schüler, wenn sie bereits am Freitagabend Schießtraining hatten, der Samstag von zehn bis achtzehn Uhr durchgebüffelt wurde und dann der Sonntag das Hirn um weitere acht Stunden überfordert hat.

Einen Tag der Ausbildung verbringen wir von morgens bis abends im Revier. Denn die ganzen Hochsitze in der Landschaft wachsen schließlich nicht von selbst aus der Erde. Auch das Bauen will gelernt sein. Da wir mit dreizehn Personen etwas viele sind, werden wir in zwei Gruppen eingeteilt. Unsere Gruppe beginnt am Schießstand und übt Tontaubenschießen, während die anderen schuften dürfen.

Tontauben sehen aus wie orangefarbene Untertassen, die durch die Luft fliegen und auf die der Schütze mit der Flinte zielt, um sie vom Himmel zu holen. Dabei wird der Schuss auf Flugwild, wie Enten, Tauben und Gänse, trainiert. In Baden- Württemberg, wie auch in einigen anderen Bundesländern, ist diese Disziplin nicht Teil der Jägerprüfung. Prüfungsfächer und Themenschwerpunkte sind Ländersache. Jedenfalls müssen wir vor der Prüfung hundertfünfzig Schuss auf Tontauben abgegeben haben.

Wir sind am Schießstand und haben mächtig Spaß, auch wenn es nicht bei allen so wirklich klappt. Bei manchen zerspringt fast jede Taube, weil sie die Schrotgarbe volle Lotte trifft. Unser Schießausbilder hat viel Geduld und erklärt dem einen oder anderen auch gern dreimal dasselbe: »Wartet, bis die Taube kommt, dann erst nehmt ihr die Flinte hoch«, Ton- tauben werden nämlich mit Schrot, das heißt mit vielen kleinen Kügelchen, und nicht mit einer großen Kugel beschossen, »wenn ihr drauf seid, lasst fliegen. Nicht zu lang warten, sonst ist sie weg«. Nach fünfzehn Schuss schmerzt mir die Schulter. Der Rückstoß, den die Waffe beim Schuss abgibt, ist nicht ganz ohne. Aber es macht Spaß.

Auch das Schießen auf den laufenden Keiler, das ist eine Scheibe in Form eines Wildschweins, trainieren wir. Diese Scheibe bewegt sich auf einer Schiene und muss in der Bewegung mit der Büchse – einem Gewehr, aus dem je eine Kugel geschossen wird – getroffen werden. Volle Punktzahl gibt's beim gewünschten Treffer in der Höhe des Schulterblattes. Weniger Punkte gibt's, wenn die Kugel auf einen äußeren Ring des Scheibenspiegels trifft. Sie muss allerdings in einem Bereich liegen, in dem das Tier tödlich getroffen worden wäre. Mir fällt es leichter, das Schwein zu treffen, als die Tontauben. »Fixiere den roten Punkt, an der Stelle kommt der Keiler hinter der Wand hervor. Dann nimm die Waffe hoch, fahr mit ihm mit und schieße. Dabei weiter im Schwung bleiben«, erklärt uns der Schießausbilder. Es ist nicht einfach, auf ein bewegtes Ziel zu schießen, aber mit den Tricks des erfahrenen Ausbilders klappt es doch ganz gut. Je mehr Treffer, desto mehr Spaß macht es. Schon fast automatisch schmiegt sich die Waffe an der richtigen Stelle an die Schulter, sodass ich das Ziel gleich anvisieren kann.

Nachdem wir der Reihe nach alle gute Treffer erzielen, macht sich der Schießausbilder einen Spaß mit uns: In der Regel ist es so, dass der Schütze mit dem Kommando »Hopp!« zu erkennen gibt, dass er bereit ist, und dann kommt der Keiler auch schon. Bevor er wieder verschwindet, muss er beschossen werden. Meine rothaarige Mitstreiterin steht vorn und erwartet den geplanten Ablauf. Auf ihr Kommando kommt der Keiler. Aber nicht wie gewohnt von rechts und vorwärtslaufend. Nein, er rennt rückwärts und ist gerade dabei, auf der rechten Seite hinter der Wand zu verschwinden. Die Schützin reagiert flink. Anstatt zu überlegen oder sich zu wundern, fährt sie mit ihrer Waffe mit und drückt im richtigen Moment ab. Der Keiler hat einen tödlichen Treffer, mit voller Punktzahl. Unser Schießausbilder ist beeindruckt.

Die dritte Frau in unserem Bunde tut sich etwas schwerer. Sie möchte den Jagdschein hauptsächlich deshalb machen, um ihren Labrador auf Prüfungen und Jagden führen zu können. Da sie beim Schießen Angst vor dem Rückstoß hat, legt sie die Waffe nicht richtig an der Schulter an. Das ist aber enorm wichtig, um den Rückstoß richtig abzufangen. Ansonsten schlägt die Waffe unkontrolliert zurück. Das Ganze wird uns aber erst wirklich bewusst, als wir bemerken, dass sie einen ganz blauen Finger hat. Sie muss wohl den gesamten Rückstoß mit dem Finger, der hinter dem Abzugsbügel liegt, abgefangen haben.

Nun aber zurück zu unserem Reviertag: Nachdem alle aus der Gruppe ihre Anzahl an Tontauben geschossen haben, geht es für uns im Revier weiter. Wir freuen uns schon riesig auf den Kanzelbau. Nachdem wir den Nachmittag damit verbracht haben, den Hochsitz fertig zu zimmern, den die andere Gruppe zu bauen begonnen hat, während wir am Schießstand waren, und noch ein paar Ausbesserungen an bereits im Revier stehenden Sitzen vorgenommen haben, dürfen wir am Abend ansitzen. Bewaffnet mit einem Fernglas, sitzt ein jeder von uns auf einem Hochsitz und darf sich im Wildansprechen, also im genauen Bestimmen der Wildart, des Alters, Gesundheitszustands und des Geschlechts des jeweiligen Tieres, üben. Im Anschluss treffen wir uns in der Jagdhütte und tauschen uns über unsere gerade gemachten Erfahrungen aus.

Aufgrund des kürzeren Ausbildungszeitraums habe ich mich zu einem sechswöchigen Jagdkurs angemeldet, in dem Theorie und Praxis komprimiert vermittelt werden. Ich hätte mich alternativ auch für einen Jagdkurs bei einer Kreisjägerei entscheiden können, der etwa ein Dreivierteljahr dauert. Doch egal, welche Entscheidung man trifft, mit dem Jagdschein ist es ähnlich wie mit dem Führerschein: Wer am Ende die Prüfung bestanden hat, ist berechtigt zu jagen (beziehungsweise Auto zu fahren), hat aber noch lange keine ausreichende Praxiserfahrung.

Die Prüfung selbst ist für uns alle sehr aufregend. Es gibt einzelne Kandidaten, die auf der Kippe stehen. Deshalb sind Schüler und Ausbilder gleichermaßen ziemlich angespannt. Wir beginnen mit der schriftlichen Prüfung, die aus je fünfundzwanzig Multiple-Choice-Fragen pro Prüfungsfach besteht und auf die man sich mit etwas Fleiß sehr gut vorbereiten kann. Die Schießprüfung kostet mich dagegen schon etwas mehr Schweiß. Als ich endlich aufgerufen werde, gehe ich in den Schießstand zur Schießbahn. Die Schießprüfung beginnt mit der Waffenhandhabung. Dabei muss ich zeigen, dass ich in der Lage bin, die Waffe sicher zu bedienen. Hinzu kommen Fragen zu technischen Aspekten wie zum Beispiel verschiedene

Waffentypen. Anschließend folgt das Schießen mit der Büchse, zunächst auf den Rehbock. In hundert Meter Entfernung befindet sich eine Scheibe, auf der ein Bock aufgezeichnet ist. Den muss ich mit einem tödlichen Schuss in den Brustraum treffen. Damit die Treffer genau nachvollzogen werden können, sind auf der Bockscheibe nummerierte Kreise aufgemalt. Ich darf im Sitzen schießen und die Waffe auflegen, wie später bei der Jagd vom Hochsitz aus. Die Treffer müssen in der Zehn

oder der Neun liegen. Insgesamt dürfen wir jeweils fünf Schuss auf den Bock und fünf Schuss auf den laufenden Keiler abgeben. Von diesen insgesamt zehn Schuss müssen fünf einen Treffer landen, und zwar mindestens zwei pro Scheibe. Es reicht also nicht, beispielsweise einen Treffer beim Keiler und vier beim Bock zu erzielen. Da ich bereits nach drei Schuss unterbrochen werde und es heißt: »Sie können jetzt zum laufenden Keiler«, bin ich vorerst erleichtert. Die drei ersten Schüsse müssen also sofort gepasst haben.

Weiter geht's mit dem laufenden Keiler, den ich nun aus etwa fünfzig Meter Entfernung treffen muss. Auch das klappt auf Anhieb. Fehlt nur noch der Prüfungsteil Flintenschießen, also der Kippphase. Hier habe ich mich auch beim Schießtraining immer schon schwergetan. Ich habe zehn Schuss frei, und fünf davon müssen treffen. Der Kippphase fährt wie der Keiler auf einer Schiene in etwa fünfunddreißig Meter Entfernung von der Schießposition. Er besteht aus drei metallenen Klappscheiben im Umriss eines quer flüchtenden Hasen. Mindestens eine Scheibe davon muss umkippen, damit der Schuss als Treffer gilt. Hier brauche ich sogar acht Schuss. Aber es reicht. Erleichtert stelle ich die gebrochene Flinte, gemeint ist damit die geöffnete (und natürlich entladene!) Waffe, wie es Vorschrift ist, direkt im Anschluss in den dafür vorgesehenen Ständer. Draußen warten schon meine Mitstreiter und wollen wissen, wie es bei mir gelaufen ist. An meinem breiten Grinsen erkennen sie gleich, dass alles geklappt hat. Alternativ zum Kipphasen hätten wir mit der Flinte auch am Rollhasen geprüft werden können. Dabei handelt es sich um eine runde Wurfscheibe mit einem Durchmesser von etwa elf Zentimetern, die über den Boden gerollt wird und dabei getroffen werden muss. Doch wir haben uns alle für den Kipphasen entschieden.

Nun fehlt nur noch ein Prüfungsteil: der mündlich-praktische. Wir haben aber noch einen Tag Zeit, um uns darauf vorzubereiten. Am Montagmorgen geht's los. Es ist ein herrlicher Tag. Die Sonne scheint vom strahlend blauen Himmel und nach und nach trudeln die ersten Prüflinge ein. Wir befinden uns auf einem Hof, an den direkt ein Wald anschließt. Dort wird die Prüfung stattfinden. Insgesamt werden fünf Fächer geprüft. Am besten erinnere ich mich an das Fach Jagdpraxis. Wir gehen in den Wald, dort ist ein Anschuss nachgestellt. Also das, was am Boden zu finden ist, wenn ein Tier zwar getroffen wurde, aber abspringt. Ich soll anhand der Spuren nun erklären, wo die Kugel das Wildtier getroffen hat.

Damit ich auch wirklich die richtige Antwort gebe und

mich nicht nur auf meine Augen verlasse, fasse ich in die grüne, zähflüssige Masse, die sich zu meinen Füßen befindet. Sie riecht nach angedautem Gras, wie ich bereits vermutet habe. Ich lasse mir noch ein wenig Zeit und schaue auch auf die Stellen rundherum, ob ich nicht vielleicht noch Knochensplitter oder Schnittbeziehungsweise Risshaare finde. Schnitthaare sind Haare des Tieres, die durch das Eindringen der Kugel in den Wildkörper abgeschnitten werden, und als Risshaare bezeichnet man die Haare, die beim Austritt der Kugel aus dem Körper herausgerissen werden. Ich finde aber keine weiteren sogenannten Pirschzeichen, daher antworte ich: »Das Tier ist waidwund geschossen!« Das bedeutet so viel wie: »Die Kugel ging durch Magen und/oder Darm.«

Schon als ich mit den Fingern beherzt in den Mageninhalt am Boden greife, weiß ich, den Prüfern muss ich nichts mehr beweisen, bei denen habe ich den Frauenbonus bereits erhalten. Und so ist es auch. Im nächsten Fach, Jagdhundewesen, werde ich zeitgleich mit einem Kollegen geprüft. Mir werden grundsätzlich die angenehmeren Fragen gestellt, wie zum Beispiel »Welche Vorstehhunderassen kennen Sie?«. Ich nenne die, die mir als Erstes einfallen, und der Kollege muss dann diejenigen aufzählen, die noch fehlen. In diesem Stil geht das noch mit einigen Fragen so weiter, ich bekomme schon fast Mitleid mit ihm.

Häufig habe ich das Gefühl, unter den Jägern gesondert behandelt zu werden. Entweder werde ich besonders kritisch beäugt, weil mir als Frau das Handwerk nicht zugetraut wird, oder mir wird – wie an diesem Tag – Respekt gezollt, weil ich mir als eine der wenigen Frauen unter so vielen Männern das Erlernen des Jagdhandwerks so überzeugt zutraue. Doch dazu später mehr.

Auch die Prüfung der weiteren Fächer läuft ohne besondere Vorfälle ab. Jeder von uns erhält direkt im Anschluss an diesen Prüfungsteil eine abschließende Rückmeldung. Noten gibt es keine, es geht nur um bestanden oder nicht bestanden. Insgesamt bewerten rund fünfzehn Prüfer unser Wissen. Pro Fach sind es etwa drei Experten des jeweiligen Gebietes, die uns befragen. Gegen Ende beratschlagen sie sich und tragen die Ergebnisse jedes Einzelnen zusammen. Der Prüfungsleiter kommt auf mich zu und bittet mich, ihn an einen ruhigen Ort zu begleiten. Mit ein paar netten Worten gratuliert er mir zur bestandenen Jägerprüfung. Er ist begeistert und freut sich besonders darüber, eine weitere Frau in der Jägerschaft begrüßen zu dürfen. Vor allem mein fundiertes Wissen über Hunde und zum

Thema Jagdpraxis habe ihm gefallen. Wo ich noch etwas sicherer werden solle, sei das Thema Waffen und Munition. Ich bin übergücklich! Nun heißt es nur noch: Abwarten, bis die anderen fertig sind.

Am Abend werden uns unsere Zeugnisse übergeben. Zünftig in Dirndl beziehungsweise Lederhosen gekleidet, treffen wir uns im Biergarten einer uralten Gaststätte. Und wir haben einen echten Grund zum Feiern: Alle dreizehn Kursteilnehmer haben die Prüfung auf Anhieb bestanden. Eine Durchfallquote von null Prozent gibt es selten, daher sind unsere Ausbilder besonders stolz auf uns. Es scheint wohl doch etwas zu bringen, über gewisse Dinge zu diskutieren und Fragen zu stellen, wenn etwas unklar ist, auch wenn dies für die Ausbilder oftmals anstrengend sein mag.